



Nr. 17.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1926

Zum gegenwärtigen Stand der heimischen Volkskunde.

Von J. J. Cordes (Bremerhaven).

(Nachdruck verboten.)

Seit den Tagen Wilhelm Heinrich Riehls, des Begründers und „Vaters“ der Volkskunde hat diese Wissenschaft einen Umfang und eine Bedeutung angenommen, wie man es damals nicht ahnte. Nicht daß von ihm das überlieferte Volksgut im Blickfeld der Forschung gestanden hätte. Die Tätigkeit der Gebrüder Grimm leitete die Zeit des Verständnisses für das deutsche Volkstum ein. Aber zu Riehl, Boffz, Mannhardt und Weinhold's Tagen setzte die Diversifizierung ein, die dann in immer lebhafterer Gangart über die deutschen Lande ging. Der mahnende Bedruf dieser Männer setzte erst Kräfte wie Bossfeld Lo z. a. in Bewegung, die sich nun ans Werk machten, das schwindende Gut zu bergen. In Hessen, Böhmen, Schlessen, Bayern und der Schweiz eilte man rüstig voran; zögernd und langsam folgte man in andern Landschaften, bis nun auch Niedersachsen voll in den Strom der Bewegung gezogen wurde.

Freilich ist der Aufstieg dieser jungen Wissenschaft nicht ohne Rückschläge und Enttäuschungen erfolgt. Es sind Fehlgriffe gemacht worden, weil manche Helfer mit schneller Hand reife Früchte pflücken wollten, ohne die Erntezeit abwarten zu können. Die volkstümliche Materie sollte möglichst umgehend ausgeschöpft und gedeutet werden. Man denke nur an die Kinderspiele. Überall wählte man Reste des alten Götterkultes und Götterglaubens vor sich zu haben, und als Menschel, Schläger u. a. jene Deutungsversuche als leichtfertig und unrichtig zurückwiesen und die Entfaltung der meisten Spiele aus den körperlichen und seelischen Bedürfnissen der Kindernatur zu erklären versuchten, da schwand bei jenem Teil der Eifer, weil man den erhofften Erfolg nicht erreichte.

„Es läßt sich wirklich nicht leugnen, wir stehen wieder in einer romantischen Bewegung, und der Gegenstand ihrer Begeisterung ist das Primitiv in der allgemeinen und der Bauer ursprünglich ländlichkeit im besonderen. Romantiker gleichen im allgemeinen Sturmtruppen, die eine Stellung zu nehmen, aber nicht zu halten vermögen. Möchte es doch einer zweiten Begeisterungswelle gelingen, das Gewonnene zu behaupten.“ So schrieb jüngst Dr. Grohne, der Leiter des Focke-Museums für Bremische Altentümer in Bremen.

Ganz gewiß ist die Ernte der Volkskunde ohne eine gewisse romantische Stimmung nicht zu bergen. Im Banne dieser gefühlsmäßigen Einstellung wird unser Streben beflügelt; aber sie beherrscht uns nicht.

Schon Hermann Löns wandte sich mit beredten Worten gegen die sentimentalen und romantischen Begleitererscheinungen der gesunden Heimatbewegung. Vor allem auch gegen die Konservierung alter Überlieferungen. Im Vertrauen auf den ewig schaffenden und nimmermüden Volksgeist muß die Arbeit der Volkskundschaften der Erhaltung des Volkstums für die Erkenntnis gelten. Es wäre ja auch trassierter Egoismus, die Landbevölkerung etwa in unhygienischen Trachten und Wohnstätten zu erhalten, damit sie dem städtischen Auge „als romantische Landschaftsbildung diene“. Auch durch allzuviel Reglementieren und Verfügen ist schwerer Anstoß angerichtet worden. Wollen wir, was Simrod in seiner Einleitung zur Edda sagt, daß die Altentümer wieder „Neutümer“ werden sollen, daß das Erbe der Väter vom Rost befreit, wieder in Umlauf gesetzt wird, dann muß man das alte Volksgut, das im Hausbau, in Tracht und Sitte und Brauch seinen Ausdruck fand, mit den Erfordernissen der gegenwärtigen Zeit in Einklang zu bringen verstehen. Die Formen, unter denen der Volksgeist seinen Niederschlag findet, sind veränderlich und sind stets veränderlich gewesen; aber die Erkenntnis der Gesetze dieser Formbildung wird dem Volksgeist selbst wieder zugute kommen. Dazu bedarf es der Aufklärung und der Einsicht. Deswegen

liegt der Erfolg der Heimatschutzbewegung in der Erziehungs- und Bildungsarbeit. Das ist zwar ein langsamer und schwieriger Weg, aber der sicherste, der zum Ziele führt. Zumal der Kenner unserer Landbevölkerung weiß, daß gar leicht der Landmann die Art seines Innersten verschließt, daß es ihm wie eine Art „untenischer Selbstverleugnung“ vorkommt, wenn er alten treuen Glauben und seine geistigen Schätze der zergliedernden Forscherarbeit preisgeben soll. Erst recht bei unseren Niedersachsen.

Aber gerade daher ist es ein Beweis der rechten psychologischen Einstellung, wenn es der heimischen Volkskundschaft gelungen ist, reiche Erntebestände einzubringen. Seit 1905 hat sich die Zahl volkstümlicher Museen in Niedersachsen vervierfacht. Nicht weniger als 70 solcher Museen werden gegenwärtig gezählt. (Siehe D. Steilen im Jahrbuch der Männer vom Morgenstern 1924/26.)

Der Leiter des Vaterländischen Museums in Hannover, Dr. Behlert, der auch an dieser Stelle schon mehrfach zu Worte kam, ist der Verfasser einer ganzen Reihe von aufklärenden Büchern und Aufsätzen. In seinen „Merksblättern“ weist er eindringlich auf die Bedeutung der Heimat, der Heimatkunde und der Heimatmuseen hin. Auch ihm liegt nicht daran, möglichst alles Alte und Altschwärzliche festzuhalten, sondern er erstrebt eine Neubelebung alter volkstümlicher Bräuche und Techniken. Auf dem Gebiete der Handwerkskunst z. B. will er nicht reine Nachahmung, sondern in richtiger Würdigung des Wesens alter Formen fordert er einen neuen Ausdruck, der den Anforderungen der Bodenständigkeit, der Zeitgemäßheit und der Schönheit entspricht.

Die Beschäftigung mit den Dingen der Heimat darf niemals trennend, isolierend und zersplitternd wirken, sondern zusammenfassend und einend. Auch diesem Zeitgedanken trägt er Rechnung, indem er gegenwärtig mit anderen deutschen Forschern Fragebogen für ganz Deutschland aufstellt, damit die niederdeutsche Forschung nicht ein Eigenleben für sich führt, sondern mit den Endergebnissen in anderen Teilen Deutschlands zusammenwächst. Vor allem aber gilt sein Streben einer Kartographie der Volkskundschaft, um zunächst das Verbreitungsgebiet und die Eigenart bestimmter Ausdrucksformen zu erkunden, und um damit die Möglichkeit zu schaffen, sozusagen aus dem Querschnitt dieser Erhebungen Beiträge zur Erkenntnis des Wesens der deutschen Volksseele zu liefern.

Dan in Hand mit ihm arbeitet Professor Dr. Otto Lauffer, der Direktor des Museums für Hamburgische Geschichte, der zugleich stellvertretender Vorsitzender des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde ist. (1. Vorsitzender ist Professor Dr. John Meier in Freiburg i. Br.)

In seiner „Niederdeutschen Volkskunde“ gibt er in allgemeinverständlicher Form einen „Grundriss“ der Volkskunde anseher weiteren Heimatgebietes. Erfreulich ist, daß er sich neben Thomas Ranhow, Ernst Moritz Arndt und Georg Schambach besonders auf die Schriften von Johann Heinrich Voss stützt, die er als treffliche Quellen niederdeutscher Art schätzt.

Als Vorsitzender der „Volkstrachtenkommission“ dieses Verbandes ist dem rührigen Forscher ein weites Betätigungsfeld geöffnet. Neben dem vorbildlich geleiteten Altonaer Museum hat Professor Lauffer sein Hamburger Museum zu einer mustergültigen Pflegestätte heimischen Wesens geschaffen. Daß auch er über die Grenzen des Heimatbezirks hinaus den Blick aufs Ganze richtet, beweist sein Buch „Deutsche Sitte“.

Auch in Bremen regt sich neues Leben. Schon seit Jahren hat der „Verein für niedersächsisches Volkstum“ erspriessliche Arbeit geleistet; seine „Jahrbücher“ legen Zeugnis davon ab. Nun hat auch noch der neue Direktor des „Focke-Museums für Bremische Altentümer“ (gegenwärtig wegen Durchorganisierung geschlossen) Ende des Winterhalbjahres 1924/25 eine „Bremer Gesellschaft für Volkskunde“ ins Leben gerufen und damit eine wesentliche Bereicherung des wissenschaftlichen Lebens der alten Hansestadt geschaffen.

Die ebenfalls von ihm begründete „Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde“ steht bereits im 4. Jahrgang und bietet eine Fülle tiefgründiger Anregungen und Feststellungen. Besonders verwiesen sei auf den ersten Aufsatz dieser Zeitschrift, in dem der Herausgeber eine Einführung in die volkstümliche Problematik gibt. „Der Niederdeutsche Verband für Volks- und Heimatlunde“ bedeutet eine Zusammenfassung der volkstümlichen Vereinigungen Niederdeutschlands.

Zur Sammlung der deutschen Volkslieder ist über ganz Deutschland eine Organisation gebildet worden, die die finanzielle Unterstützung von Ländern und Provinzen fand. Auch die Provinz Hannover und der Senat in Bremen gehören zu den Geldgebern.

Für Hannover hatten zunächst Professor Stammler und Lehrer Klingemann (Hannover) die Leitung des Volksliedanschlusses für Niedersachsen übernommen. Nach seinem Fortgange nach Greifswald legte Professor Stammler dann die Leitung in die Hände von Studienrat Dr. Alpers (Celle), der sofort die bereits begonnene Sammeltätigkeit fortsetzte und gegen 100 Aufsätze in den Zeitungen erscheinen ließ. Gegenwärtig liegen bereits 1028 Nummern vor.

Der „Verband der deutschen Vereine für Volkskunde“ hat im Jahre 1925 auch eine neue Reihe „Landschaftlicher Volkslieder mit Bildern und Weisen“ begonnen. Die Hefte enthalten etwa 60 schöne und charakteristische Volkslieder aus einer bestimmten Landschaft mit zweistimmigem und Lautenjak. In dieser Sammlung sind auch die Niederdeutschen Volkslieder aus Schleswig-Holstein und den Hansestädten (Prof. Tardel, mit Bildern von J. Paulsen) und Hannoverische Volkslieder (Dr. Alpers, mit Bildern von Karl Reinecke-Altenau) aufgenommen.

Nicht unerwähnt bleiben darf auch der von Lehmanns Verlag (München) ins Leben gerufene „Verband für deutsches Volkstum und Rassenforschung“, der sich die Erforschung der Rassen und des deutschen Volkstums zum Ziele setzte. Neben anderen Bestrebungen will er auch die Herausgabe von Werken über Volkstum und Bauart fördern, will Märchen, Sagen, Volkslieder, Volkstänze, Volksfeste und Gebräuche sammeln. Die erste Frucht dieser Arbeit ist „Die Elbinsel Finkenwärder“ von Dr. Scheidt und Hinrich Wriede. Ein weiteres Buch, das in Verbindung mit Dr. Scheidt, dem Herausgeber von „Volk und Rasse“, erscheint, wird demnächst aus der Feder von Lehrer Alent (Mindorf) erscheinen, der diese Arbeit als Mitglied des Geschichtsvereins der Männer vom Morgenstern in Angriff nahm.

Selbstverständlich kann im Rahmen dieser Übersicht nur ein Teil der volkstümlichen Arbeiten unserer Heimat genannt werden. Ein Überblick über die uns zur Verfügung stehenden Quellen mag in einem besonderen Aufsatz geboten werden. Wichtig ist, daß die Erkenntnisse von der Notwendigkeit der Sammlung aller Reste volkstümlichen Gutes erkannt ist und daß man eifrig am Werke ist, die letzte Ernte zu bergen. In einem Jahrzehnte würde es zu spät sein.

Wir müssen die Notwendigkeit der Umbildung unseres Volkstums als etwas Unabwendbares hinnehmen; aber der Geist, das Wesen des geistigen und sachlichen Volksguts muß erhalten und aus dem alten Haus mit in das neue überführt werden. Die breite Masse muß den Wert dessen, was es seither unbewußt mit sich herumgetragen hat, bewußt verstehen und — schätzen lernen.

Hier finden unsere Volksbildungsvereine und vor allem auch die Heimatvereine ein segensreiches Feld ihrer Betätigung. Darin liegt auch der Wert unserer kleinen Museen. Sie sollen das Charakteristische an Ort und Stelle erhalten.

Nicht nur die Behörden, Vereine und Museen sollen für den Schutz des Volkstums und der Heimat sich einsetzen, sondern die ganze Bevölkerung. Das ist der ideale Heimatschutz. Alle Museen sind nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck. Mitten in der Heimatlandschaft und tief im Herzen des Volkes sollten eigentlich die alten Ueberlieferungen verbleiben. Wenn wir sie zur Schau stellen, lösen wir sie aus dem Zusammenhang ihres Ursprungs. Hier findet ein alter Glaube seine Bestätigung: Das Abbild bringt dem Urbild Gefahr.

Geistbede Natur- und Kulturdenkmäler der Lüneburger Heide.

Im neuesten Heft des „Mammus“, Zeitschrift für deutsche Vorgeschichte (Herausgegeben von Professor Gustav Hossinna), erhebt der bekannte Prähistoriker S. Müller-Brauel (Reven) bewegliche Klagen über die Massenerforschung von Kultur- und Naturdenkmälern der Lüneburger Heide durch die Dampfschlammgrube und Bodenrodung. Die Geschwergen richten sich nicht gegen die Deblandkultur als solche, sondern gegen die Art, wie in jener Fundgrube der prähistorischen Forschung heute vorgegangen wird. „Auf den letzten Seidelächen der nordhannoverschen Geest arbeitet der Dampfschlamm... Hunderte und Überhunderte von Grabhügeln sind eingeebnet und zahlreiche Urnenfriedhöfe sind restlos zerstört worden. In den letzten Monaten habe ich 6, 8, 12 Grabhügel an je einem Tage unter dem Dampfschlamm verschwinden sehen.“ Weiter heißt es: „Da es dem Provinzialmuseum unmöglich war, gegen diese Massenerforschung anzukommen, ich selber aber zuletzt diese Zerstörungen nicht mehr mit ansehen konnte, habe ich trotz des Gesetzes (das Privaten die Grabungen verbietet), wieder zum Spaten gegriffen und zu retten versucht, was ich retten konnte. Die nachgesuchte antike Erlaubnis zu diesen Grabungen habe ich dann endlich auch erhalten.“

Müller-Brauel berichtet dann ausführlich über die noch geretteten Funde, die alle vorgeschichtliche Perioden umfassen, von der älteren Steinzeit bis zur sächsischen Zeit und bis zum Beginn der christlichen Zeit, wo die Urnengräber in Skelettgräber übergehen. Als besonders bemerkenswerter und einzigartiger Fund wird ein Feuersteinolch ge-

nannt mit den Abfallsplittern der eigenen Anfertigung und dem eigentlichen Steinflügel. Außer den zahlreichen Gräbern, Seidelächen usw. sind namentlich typische vorgeschichtliche Feldmarkanlagen, deutlich abgegrenzte Ackerbeete, dem Dampfschlamm zum Opfer, ohne daß es möglich ist, sie in irgendwelche zu erhalten, geschweige denn sie als Ganzes zu retten. In vorgeschichtlichen Ackerbeeten sieht Müller-Brauel die Spuren der ältesten Ackerbauer Niedersachsens. Die Berichte beziehen sich hauptsächlich auf die Kreise Jevern, Stade, Verden, Bremerbörde. Das Schlimmste für den Freund der Vorgeschichte ist, daß in all den benachbarten Kreisen soviel zu Tage tritt; es geht aber alles zugrunde, weil sich niemand um Rettung einsetzt.

Diese Klagen treffen nicht nur für das genannte Gebiet zu. Neben wird von Konflikten zwischen Heimat- und Denkmalschutz einerseits und einer zu gewaltsam vorgehenden Kultivierungsarbeit andererseits gemeldet. Bekanntlich ist in Preußen ein umfassendes Denkmalschutzgesetz in Vorbereitung um die ungenügenden und unzureichend gestellten Grabungsbestimmungen zu ersetzen. Der Entwurf ist lange fertiggestellt und liegt seit Monaten dem Staatsrat vor. Da er einschneidend in private rechtliche Verhältnisse eingreift, scheint seine Verabschiedung, aus Schwierigkeiten zu stoßen. Inzwischen aber müßte es möglich sein, auf große Schädigungen des Besitzes an Natur- und Kulturdenkmälern in unseren heimischen Landschaften zu verhüten. In der Lüneburger Heide scheinen besonders markante und typische Formen vorgeschichtlicher Siedlung umgeworfen zu sein, die sich wenigstens im Ausschnitt bei einem sachgemäßen Vorgehen hätten erhalten lassen. Man sollte meinen, daß die preussische Regierung und ihre Organe in Provinz und Kreisen sowie der Einfluss auf die staatlich finanzierten Deblandkulturgeellschaften hätten, daß sich letztere rechtzeitig und durch sachverständige Kräfte beraten lassen. Einer verständigen, ihre Objekte bedächtig auswählenden Kultivierungsarbeit soll damit in keiner Weise zu nahe getreten werden.

Das Erzbistum Bremen als Ausgangspunkt mittelalterlicher Siedlung.

Von Dr. R. Gappelle (Wefermünde-L.).

(Nachdruck verboten.)

In den Jahren nach dem Kriege hat die Erkenntnis mehr und mehr bei uns Platz gegriffen, daß, soweit nur die vaterländische Erde Raum bietet zu häuslicher Betätigung, der Ruf: „Zurück zur Scholle!“ zu werden müßte, abgesehen von allen sozialen und ethischen Momenten auch im Hinblick auf die Ernährung der 20 Millionen deutscher Volksgenossen, die angeblich zum Teil auf deutschem Boden leben. So ist das Wort „Siedlung“ fast ein Schlagwort geworden, ohne indessen seinen bedeutungsvollen Inhalt einzubüßen. Die Kultivierung der Wälder, der Heide, des Falkenberger und Ahlener Moores, der großen Seidelächen bei Mulsam und Fredenbeck sind großzügige Ansätze zur Verwirklichung von Gedanken, die freilich aus rein praktischen Gründen auf große Schwierigkeiten stoßen, aber doch schließlich zu Erfolgen führen müssen.

Am sich ist der Siedlungsgedanke nichts Neues. Ich erinnere nur an die Erschließung des Teufelsmoors durch die hannoversche Regierung, an die verdienstvolle Tätigkeit des königlich hannoverschen Moorkommissarius Bindorf, die auch in diesen Blättern gewürdigt worden ist. Aber noch viel weiter müssen wir zurückgehen, um zu den ersten Anfängen einer systematischen Kultivierung großer Landgebiete und erfolgreicher Ansiedlung von Bauern zu gelangen. Damit ist nicht gemeint jene selbstverständliche Art der Siedlung, die mit Hilfe der Markgenossenschaft für einen zweiten oder dritten Sohn etwa durch Rodungen in der Allmende neue Hufen schafft, sondern der Willensakt eines weitblickenden Landesheerrn, der sich anschickt, aus Brichen, Morästen und Sümpfen blühendes Kulturland zu schaffen. Am Moor und Heide ging man noch achsellos vorüber, man war ja auch nicht in der Lage, diesem Boden nennenswerten Ertrag zu entziehen, da es noch keinen künstlichen Dünger gab. Aber das Bruch! An den Flüssen boten nicht wie heute saftige Wiesen und grüne Weiden friedlichem Vieh nahrhafte Grasung, redeten nicht lachende Saatfelder und üppige Gemüsegärten eine berebete Sprache von dem Fleiß ihrer Eigentümer. Unergründliche Moräste mit tiefen Wasserlöchern, Erlenhorsten und Schilffeldern bildeten ein wildes Chaos an den Ufern der Elbe, Weser und Oese, der Oste und Schwinne, der Wümme und Hamme. Nur im Sommer, wenn der Wasserstand niedrig war, holte man das Heu von den erreichbaren Bruchwiesen. Der größte Teil aber blieb ungenutzt. Und welche Möglichkeiten gab es da noch! Wenn Friedrich der Große mit Recht von sich sagen konnte, er habe durch die Kolonisation eine Provinz im Frieden erobert — hatte er doch 900 Dörfer begründet und 300 000 Kolonisten angesiedelt —, so gilt das auch, den engeren Verhältnissen angepaßt, von Erzbischof Friedrich I. (1104–1125) und seinen Nachfolgern auf dem bremischen Bischofsstuhl.

Die Debländereien und mit ihnen die Brüche gehörten zu den Regalien, sie waren Königsgut. Schon der alles umfassende Geist des Erzbischofs Adalbert (1043–1073) sah klar, was für blühende Gemeinwesen in diesen an sich fruchtbaren Gebieten nach gründlicher Entwässerung und Kultivierung entstehen könnten. Er ließ sich deshalb ausgedehnte Strecken am linken Weserufer gegenüber von Bremen im Jahre 1062 vom Kaiser Heinrich IV. übertragen, nämlich die Brüche bei Buchting, Brinkum, Weiße, Lüne, Elsfleth und um Offen. Eine Kolonisation konnte er wegen der politischen Wirren, die ihn ganz in Anspruch nahmen, nicht durchführen. Erzbischof Friedrich I. dagegen benutzte die ihm vergünstigten friedlichen Zeiten, die Kultivierung dieser Gegenden zu beginnen, Hartwig I. (1148–1168) hat die begonnene Arbeit dann ganz besonders gefördert. Friedrich schloß einen Vertrag mit vier holländi-

ischen Unternehmern ab und übertrug ihnen ein großes Bruch im Kirchspiel Horn, unmittelbar bei Bremen, zur Urbarmachung. Jeder Ansiedler sollte etwa 100 Morgen an Land und Wiesen erhalten, so daß er im Stande war, zwei Pferde, zehn Kühe und eine entsprechende Zahl von Schafen und Schweinen zu halten. Ausbedungen wurde für die Uebersetzung eines solchen Hofes eine unbeträchtliche Geldzahlung, dann der Kornzehnte und schließlich, da voransichtlich die Viehzucht überwiegen würde, auch der Schmalzzehnte, d. h. der zehnte Teil aller gemorstenen Jungtiere, auch Gänse rechneten dazu. Die Gledler haben in Wirklichkeit aber immer nur den Elften gegeben. Sie blieben völlig freie Leute, die Hufe waren ihr unbefchränktes Eigentum, eine Art erblicher Pausgüter. Der Erzbischof behielt nur das Vorkaufsrecht. Gewöhnliche Rechtshändel konnten sie selbst schlichten, hatten aber das Recht, den Erzbischof oder seinen Bevollmächtigten in Zeiselsfällen herbeizurufen, um von ihm die Entscheidung zu erbitten. Von den Strafgeldern erhielten die Eingekessenen zwei Drittel, der Erzbischof ein Drittel. Hauptverbrechen wurden den Landesgesetzen entsprechend gerichtet. Sie hatten auert vom Erzbischof eingelegte eigene Bünde, wählten aber später ihre Grafen selber. In geistlichen Angelegenheiten richtete sich der Erzbischof nach den Vorschriften der Utrechter Diözese. Die Vorteile, die der Unternehmer von der Leitung der Kolonisation hatte, sind wenig bekannt. Erzbischof Hartwig II. übertrug einem solchen einmal den Zehnten von der zehnten Hufe mit der Gerichtsbarkeit im Brinkumer Bruch. Sonst wissen wir nichts. Die Siedlung im Hornen Kirchspiel stand bald in schönster Blüte, und mit den später ins Leben gerufenen Kolonien war es nicht anders. So entstanden Hollern bei Stade, Nölke, der Hokerdeich im Lande Rethdingen, Siedlungen bei Osterholz und Mitterhude, bei Brobergen, Bruch in Osterstade, Horst, Willkau, Eadenberge, Oppeln, Debergquart. Der neugewonnene Acker wurde eine Quelle des Segens, fruchtbare Saatenfelder wogten im Winde, der dort noch vor wenigen Jahren im dünnen Reet raunte, grüne Wiesen lachten, wo vor kurzer Zeit noch unergründlicher Morast war. Bald erhoben sich die schützenden Deiche an den Ufern der Flüsse, auch im Deichbau waren die Holländer Meister, und wenn schon im 11. Jahrhundert die ins Wurster Land gewanderten Friesen die großen Seebeiche bauten, wenn um 1100 der Habeler Seebereich vollendet wurde, so haben jene wacker mitgeholfen, die weiter insaußwärts gelegenen Marschen einzudeichen und gegen Ueberschwemmung zu schützen. Der Kampf mit den entfesselten Elementen aber dauerte fort bis in die Gegenwart. 1164 und 1216 forderten entsehlliche Sturmflutkatastrophen unsägliche Opfer.

Besonders groß ist übrigens die Zahl der Holländer in unserer Gegend nicht gewesen, am allerwenigsten ist aber durch ihre Einwanderung der Volkscharakter beeinflusst worden, handelt es sich doch um nahverwandte Stammesgenossen, die sich selbst in ihrer Sprache nur wenig von unseren Vorfahren unterscheiden. Aus unserer Heimat ging die Kolonisationsbewegung über die Elbe nach Holstein, in die Wikler und Breitenburger Marsch, die Gegend von Elmshorn. Die Germanisierung der Ostseeküste knüpfte an sie an und ebenso die Besiedlung im Flußgebiet der mittleren Elbe, wo Erzbischof Hartwig I. 1145 auf seinen Erbkütern das Kloster Jerichow gründete. Schnell erfolgt die Einwanderung, und schnell werden auch die Gebiete am jenseitigen Elbeufer bis ins Havelland besiedelt. So ist unsere Heimat Ausgangspunkt dieser gewaltigen Peilung deutschen Bauerntums, die aus dem ostelbischen Sumpfland ertragreiche Ackerfluren machte. Erzbischof Hartwig war es auch, der durch seine in Oberitalien gewonnenen Eindrücke angeregt, als erster in Norddeutschland den Versuch machte, aus Ton und Lehm gebrannte Ziegelsteine zu Bauzwecken zu verwenden, und die Klosterkirche in Jerichow aus dem neuen Material errichten ließ. Bald wurde die neue Bauweise auch in unserer Heimat eingeführt. Bremische Kaufleute brachten sie nach Riga, stolze Bauten im vielleicht bestschesten aller Baustile entstanden in Lübeck, Wismar und Neubrandenburg, in Pselpin und Tangermünde, im Deutschordensgebiet und in allen Städten des Ostlandes, Kirchen, Rathhäuser, Burgen und Stadttore, zu denen wir heute noch mit staunender Bewunderung aufschauen als zu einem Denkmal niederdeutscher Kultur, das aus einer glücklichen Vermählung von Geist und Materie höchster Ausdruck niederdeutschen Wesens wurde.

Bodenfunde in der Oldenburger Wefermarsch.

Viel sparsamer und zurückhaltender als die Geest erweist sich die Marsch mit Bodenfinden; darum kommt hier jedem Stück, das der Boden einmal hergibt, eine erhöhte Bedeutung zu. Urnenfunde in der Marsch gehören vollends zu den allergrößten Seltenheiten; aus den Wefermarschen sind sie so gut wie gar nicht bekannt geworden. Darum verdient es erwähnt zu werden, daß schon vor längerer Zeit bei Brake zwei Urnen geborgen wurden. Anscheinend legte man damals diesem Funde keinerlei Bedeutung bei, denn die Tageszeitungen brachten keinerlei Nachricht darüber. Bei Ausschachtungen zu einem Neubau an der Wilhelmstraße in Brake-Harrien wurden sie aus geringer Tiefe gehoben. Die eine, durch Spatenstich beschädigt, steht in der Schule zu Harrien, die andere, eine Deckelurne, rettete ein Braker Arzt. Sie ließ sich vollständig wieder herstellen. Der Form nach zu urteilen handelt es sich um Urnen aus sächsischer Zeit. Als sie beigelegt wurden, muß das Land hochwasserfrei gelegen haben; denn es ist kaum anzunehmen, daß zu jener Zeit schon Deiche das Land schützten.

Beachtlich erscheinen auch etliche Scherben, die im letzten Sommer ebenfalls bei Ausschachtungen am Rande der Lübben-Wurt in Rodenkirchen gefunden wurden. Fachleute halten die Bruchstücke für frühkarolingisch. Die erwähnte Wurt lieferte bereits vor fünfzig Jahren ansehnliche Scherben. Diese Bodenfunde, so belanglos sie auf den ersten Blick auch scheinen mögen, stammen aus einer Zeit, die uns keine Urkunde aufstellt. Aus diesem Grunde ist jeder Bodensfund in der

Marsch von allergrößter Wichtigkeit. Wo aber der Boden angeschnitten wird, sollte mit allergrößter Vorsicht zu Werke gegangen werden.

Im Sommer vorigen Jahres wurde im Stedingerlande beim Grabenreinigen ein gut erhaltenes Schwert geborgen, das man als aus der Schlacht von Altenesch (Mal 1234) stammend betrachtet. Die Deutung der gut lesbaren Inschrift, die allerdings nur aus einzelner Buchstaben besteht, scheint nach dem Oldenburger Urkundenbuche die Annahme zu bestätigen, und zwar handelt es sich um ein Weibeschwert. Die rund 700 Jahre alte Waffe gelangte ins Naturhistorische Museum zu Oldenburg.

H. Steilen.

Das Land Habeln, die alte Heimat der Thüringer.

Von Professor Dr. R. Stuhl.

Es ist eine alte mehr als tausendjährige Sage, die sich bereits in der Harzpfaffe in den Fuldaer Annalen findet und dann ausführlicher vor dem Mönche Widukind von Corvey (Ende des 10. Jahrhunderts) erzählt wird, die Dr. Hermann Strunk in seinem Quellenbuche zur Geschichte des Erzstiftes Bremen an den Anfang der deutschen Quellenkunde gestellt hat, nach der vor den Sachsen das Land Habeln von dem Stamme der Thüringer bewohnt gewesen ist.

Da kamen in grauer Vorzeit mit einer Anzahl Drachenschiffe nordelbische Sachsen, verankerten sich auf der Elbe und kämpften lange in heißem Kampfe um einen Lagerplatz, bis sie schließlich mit vielem Golde von einem Thüringer einen Haufen Erde erwarben, den sie dann so bunt wie möglich über die benachbarten Felder streuten. Als es nachher an diesen auf solche Weise erworbenen Besitz abermals zum Kampfe kam blieben schließlich die Sachsen Sieger, bemächtigten sich der ganzen Gegend und vertrieben die Thüringer.)

Es hat nun zwar bereits Strunk die Ansicht vertreten, daß die den Stempel aller Volksüberlieferung tragenden Stammsage ein geschichtliches Ereignis zugrunde liegen müsse und zum Beweise hierfür auf einige Ortsnamen verwiesen, die zu den Thüringern namen offenbar in Beziehung stehen. Da aber diese Namensgebung in viel weiterem Umfange vorliegt, soll die Frage nochmals hier aufgeworfen werden.

Zu erster Linie ist zu nennen die mitten im Lande Habeln östlich von Lüdingworth am linken Nedemufer gelegene Siedlung Döring & w o r t h, die früher, obwohl sie so klein ist, ein eigenes Verort hatte. Ältere Schreibformen sind: Tarneworth, Thorneworth, Dorenw o r t h. So schwankt auch der Name der Thüringer in älterer Zeit im Anlaute zwischen Th, T und D und im Inlaut zwischen den Selbstlauten ö, i und o. Bekanntlich kennen die Thüringer nur einen Zahnlaut, um so erscheint ihr Name bald in der Form Thüring oder bei der ersten Erwähnung desselben zu Anfang des 5. Jahrhunderts in der Form Toring bald in der Schreibung Düring und auch verkürzt: Düringe (z. B. bei Walther von der Vogelweide). Noch mehr verkürzt, ist aus Dürin (Thüring) „Dürk, Türk“ geworden in den ein halbes Dutzendmal vorkommenden Ortsnamen Dürkheim, Türkheim (in der Pfalz, im Elsaß, i Württemberg, Bayern), die ursprünglich: Thorenkheim, Thüringheim lauten. Endlich erscheint der Name in der kürzesten Lautform: Du in der Benennung der Hermunduren, die von den Thüringern nicht verschieden, fast ein halbes Jahrtausend früher erwähnt werden als die Toringer (Thüringer). In dieser kürzesten Gestalt verbirgt sich die älteste Stammesname in der Benennung des Hauptortes des Lande Wursten, das früher zu dem Lande Habeln gehörte, in D o r u m, das i älterer Zeit: Dornum hieß, d. h. Doringheim. Vgl. Midlum, vor alters Midelheim d. h. Mittelheim, Nortum (Northem) = Nordheim, Sorkum (Suttherim) = Südheim usw. in derselben Gegend und dazu Dornheim (in Hessen und Mittelfranken). Seine Entlehnung aus einem Thüringheim erweist Dornum deutlich durch den Döringer Weg, die Fortsetzung des „Dorumer Weges“ gegen Norden, an dem der Döring e Hof liegt. Ein zweites D o r n u m liegt in Ostfriesland an der Küste. Alle diese Orte sind zweifellos Gründungen der Thüringer (Toringer so auch Doren sode, d. h. Doring- oder Thüringstich — sode = — sate bei Bremerbörde. Es sind Thüringheime oder Thüringdörfer, die bereits Ptolemaios (2. Jahrhundert n. Chr.) unter dem Namen: „Taurio haimai“ erwähnt. Fleißig lagen diese letzteren in dem heutigen Thüringen (zwischen Werra und den Sudeten) im weitesten Sinne dieser Bezeichnung Sudeten, d. i. den Randgebirgen des böhmischen Gebirgs fesselt, aber der thüringische Stammesname zeigt uns, daß wir mit einer nord-südlichen Wanderung und Ausbreitung der Thüringer in älteste Zeit rechnen müssen. Sie allein erklärt uns auch die weite Verbreitung des Namens.

In seiner ursprünglichen, sprachgeschichtlich durchaus klaren und durchsichtigen Gestalt hat sich derselbe in der Benennung zweier Zeuge in der Urkunde Bremen, 11. August 1262, erhalten, in der der Erzbischof von Bremen die Fehde zwischen ihm und der Stadt Bremen, sowie der Grafen Heinrich von Oldenburg wegen des Schlosses Verseth als beendet erklärt.) Es sind das: Hinricus und Weelus D u k e r i n g h milites (Mitter). Wenn sie auch noch nicht an bestimmter Stelle be-

*) Vgl. hierzu Dr. Strunk a. a. O. S. 18 ff. und ebenderselbe in M. v. M. XI.

*) Bremisches Urkundenbuch 1873 Bd. I Nr. 311 und dazu Anst von Düring, die Stammtafeln der Familie von Düring, auch Freiherren von Düring, Freiherren von Düring-Rosenkrantz, und Grafen von Düring 1920, (S. 134).

Stammatafel der Familie von Düring einzureihen gewesen sind, so steht doch darüber nicht der mindeste Zweifel, daß sie dieser Familie, einer der ältesten des niedersächsischen Uradels im alten Herzogtum bzw. Erzstiftum Bremen angehören, die den Namen von dem im Kirchspiel Dorstede an der Unterweser gelegenen Gutshofe und Orte Düring entlehnt hat. Diese Namensform: Düring zeigt uns, daß alle die bisherige Ableitungen des Thüringernamens, die von einem Wortstamme: Dür ausgehen und diesen bald mit duren = dauern, bald mit dem alt-nordischen Thora, wagen, bald mit dem Gotte Thor in Zusammenhang bringen, als verfehlt zu betrachten sind. Die allein richtige Erklärung gibt uns die in den Dörfern um Vernigerode am Südostrüße des Harzes gebräuchliche Bezeichnung der Maststätte unter der Gerichtslinde: Thü — oder Thüge — Hof, womit der Ausdruck: Thü — oder Thüge — Ring gleichbedeutend ist; denn im „Ring und Geding“ traten die nach dem Thüge — Hof benannten Getügen oder Tügen, oberdeutsch: Gezügen, Mägen, rhd. Zeugen, d. h. Nachbarn zur Gemeindeversammlung zusammen, die nur allein in ihrer Dorfschaft etwas „betügen“, bezeugen konnten. Daher auch der Ausdruck: Zeuge, der also eigentlich „Nachbar“ bedeutet. Darnach reden heute noch Freunde, Nachbarn eines Dorfes einander mit: Du (lat. tu) du eben „Nachbar“ an. Und die Gottheit, der Abhängigkeit einer Dorfschaften, Nachbarschaft hieß im Altdutschen danach: Gediwas oder Gediwas, auch Was (Lehnwort im Litauischen: Dwaile), d. h. der Götter (got. Mus) der Getugen, Gedugen, Nachbarn, (Gedu — Mus, Gedu — Mus).

Es ist auch klar, daß dieser Ausdruck: Thü, Thüge im Ablautverhältnis steht zu dem durch die niederdeutschen Mundarten gebenden Worte: Tug, Tib, Tye, Tie, Tei, Teh, Thee, Te usw., einer Ableitung von tien (teen), tog, getagen = ziehen, zog, gezogen, wie der Ruf des zur Gemeindeversammlung in den Dörfern um Aurich, die sog. „nigen Vogen“ entbietenden Gemeindevoten: „Tee to Thing“ zeigt. In der Gegend um Geseke mündet, z. B. in Geseke Dorf liegt das Wort in den Verbindungen: Teyland, Theestraße, in Bremen: Tiefer, Tieanger, Tiegfeld, Thieberg im Braunschweigischen usw. vor.)

Ein anderes Kennwort für die Niederlassungen dieser nordischen Auszüge oder Länse ist Lag, Log, das Gesetz, Recht, der Bund, Rechtsverband. Es benennen sich danach die Lagemänner, Logemänner der englischen Städte des Mittelalters und der skandinavischen Landesgemeinden, d. h. Gesetzesmänner, Richter, ferner die nordischen Lag- oder Loggergelangewarischen Lögberge und der Lugenstein am Domplatz zu Werden, wo vermutlich auch der Frankenkönig Karl das blutrünstige Recht sprach über die abtrünnigen sächsischen Ebelinge, und das alljährliche nordische Loathing, märkische Lodding (zu Havelberg). Der letztere Ausdruck verbirgt sich ohne Zweifel auch in dem Namen der neben der Siebung Döringworth gelegenen Dorfschaft Lüdingworth, die ebenso wie Dingwürden im Kreise Renhausen in der Vorzeit eine Gerichtsstätte gewesen sein wird.

Als ehemalige Dinghöfe, Dingstätten erweisen sich auch die Orte: Dingaen bei Lebe, Sachsendingen (1383: thu den Sassegen Dingaen), wohl auch Padingbüttel, benannt nach der Zusammenkunft des Pannings und dem Pannutageding, wo der Gerichtsbann der Nachbarschaft zusammenkam und vor allem auch Loxstedt, das 1059: Loxstedi genannt wird nicht nach dem Luch, sondern nach dem Lag, dem Gericht. Es liegt bezeichnender Weise die Ortschaft Loxstedt neben dem Gutshofe Düring, gleichwie Lüdingworth neben Döringworth. Der Name wie Loxstedt an der Unterweser ist Lauchstädt (1062: Loche — oder im Kreise Mersburg).

Hente noch spielt die Nachbarschaft in den Gauen zwischen Unterweser und Unterelbe bei Familienereignissen usw. eine nicht geringe Rolle. Es ist das eine Sitte, die sich auch schon bei den alten Griechen in der Zeit Homers anspürte, wo beispielsweise bei Leichenbegängnissen die Panachai, d. h. der „Bann der Mäher“, der Hag- oder Hofväter, Familienväter — vgl. den im Lande Wursten und Hadeln so häufigen Familiennamen: Gibe und dazu die alte Form der Benennung der Urgriechen: Achaiwos, lat. Achivus — dem Toten die letzten Ehren erwies. Eine solche Zusammenkunft mit dem Ausdrucke Pan = nhb. Wann ist auch das altdeutsche Wort Pannatding = Pann-Tageding und, ohne die Mitwirkung dieser dreiteiligen Fügung, ist der wirtschafliche Ortsname: Padingbüttel damit zusammengekehrt. In dem Pann waren die betügen oder Tügen, das „Gedingene“, wie es im Gndrunliebe heißt, zusammengekehrt. Es hat sich daraus die Bezeichnung: „Geding“ für die Gerichtsverwandten und versammelten Rechtssprecher entwickelt. So sprach man früher auch von dem „Bur-Geding“ oder dem „Bur-Ding“.

Es ist klar, daß damit die Getügen = Gedigen oder Tügen = Digen gemeint sind. Manche Landschaften führen heute noch nach diesem Ausdruck den Namen. So im Süden, in der Schweiz das Engadin; es ist das Gedingene des Jnnflusses (Denus). In Schwaben, im Maan bilden die Hausgenossen oder Grundholden des Augsburger Klosters St. Ulrich der „Getugen“ zwei, das Kemnater und das Geggentaler Tügen der Tügen. Und im Norden heißt der ursprünglich bis an die Grenze der heutigen Hadeln reichende Gau danach das Land Kedingen, das 87 als „Kadingi“ und im 13. Jahrhundert als terra Kedingorum vorunt.) Es ist das Land der Gedigen, Nachbarn und die Benennung nur unklarlich verschieden von „Gadu“ in Gaduloga. In beiden Fällen ist Ton von der zweiten Silbe, dem eigentlichen Träger des Begriffes, die erste verlegt wie in wieder aus ursprünglich biberb. Für diesen sprung des Ausdrucks Ding aus Digen zeigt deutlich auch die Be-

nenennung eines Grundstücks: „Detig“ oder „Atig“, das unweit der Siebung: Dingen im Lande Wursten liegt. Der Name hat nichts mit dem Worte: A, Wasser zu tun, sondern es verbirgt sich darin das friesische: A, auch E, das Recht. Das Grundstück war der Versammlungsplatz der rechtsprechenden Mägen, d. h. Rechtsfager, richtenden Nachbarn. Noch ein Umstand spricht für die ursprünglich thüringische Bevölkerung des Landes Hadeln und Wursten. Das ist die Rosse zuht, die, wie manche Ortsnamen vermuten lassen, in die vorfriesische Zeit zurückgeht, mit deren rühmenden Erwähnung das erste Vorkommen des Thüringernamens in den Schriften der Alten verknüpft ist. (Hierüber und über den Kult der Pferdgottheiten soll in anderem Zusammenhange gehandelt werden.)

Erhaltet die Altertümmer.

Auf die Gefahren, die den Altertümern der Heimat drohen, macht ein Aufruf des Westfälischen Heimatbundes aufmerksam, in dem es heißt:

„Händler, Agenten und Privatleute bereisen das Land, um Altertümmer aufzukaufen. Diesen Sammlern sind natürlich die Tage der Geldknappheit besonders willkommen. Zumeist werden nur geringe Beträge bezahlt für Dinge, die in der Großstadt sofort wieder weiterverkauft werden. Schnitzereien, Tafelungen, Bilder, Möbel, Gitter, Zinngerät, Wirtschaftsbilder, Geschirr, Gläser, Urkunden, Bücher, Handschriften — alles ist gesucht. Selbst Flurdenkmäler, Steinkreuze, Feldkapellen sind vor dem Käufer nicht sicher. Dringend sei die Mahnung an die Bevölkerung überall gerichtet, solche Erinnerungen aus früheren Zeiten nicht ohne Not abzugeben. Die Wahrzeichen der Heimat gilt es zu erhalten!“

Die Wasserralle.

Hart an der Bahn liegt ein großer Moorsump, in dem Schilf, Rohrkolben, Binsen und Seggen wuchern. In seinem Rande wachsen niedrige Weidenbüsche. Keines Menschen Fuß hat je diesen Sumpf betreten.

In diesem Sumpfe, dem Auge des Menschen verborgen, lebt die Wasserralle. Selten hat ein Naturfreund Gelegenheit, sie zu beobachten. Nur der Jäger trifft sie häufiger an; denn vor seinem Hunde steht die Ralle auf. Ungemein schwerfällig erhebt sie sich und fliegt in der Haltung einer Fledermaus dahin, um bald wieder einzufallen.

Die Ralle ist ein seltsamer Vogel. Das Distere, das ihrem Wohngebiet anhaftet, zeigt sich auch in ihrem Wesen. Im Neßern hat sie eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Wackelkönig unserer Wiesen, dessen lautes Schnarren am frühen Sommermorgen (Wiesenschnarner) jedem Wanderer wohlbekannt ist. Das Gefieder der Ralle ist vorwiegend aschgrau, die Schwanzfedern sind so kurz, daß sie kaum in die Erscheinung treten. Auffällig sind die ungemein langen Beine, die nicht durch Schwimmhäute verbunden sind. Mit großer Geschicklichkeit läuft der Vogel über den Sumpfboden und über das mit Pflanzen bedeckte Wasser dahin. Tiefes Wasser durchschwimmt er. In der Hauptjagd scheint er des Nachts rege zu sein.

In unserer Heimat, die an Mooren reich ist, zählt die Ralle keineswegs zu den Seltenheiten; sie wird aber in ihrem unwirtlichen Wohngebiet wenig beachtet.

H. M.

Vermischtes.

+ Der Rückgang der Störche in Deutschland. Der Kommissar für Naturdenkmalpflege in Schleswig-Holstein Dr. Emeis berichtet im „Nachrichtenblatt für Naturdenkmalpflege“ über die Abnahme des Störches in unserer Heimat. In den zehn Jahren von 1909 bis 1919 war der Bestand an brütenden Störchepaaren in Mecklenburg auf die Hälfte zurückgegangen. Im Lübbischen Freistaat gab es sogar nur noch ein Drittel. Auch aus anderen Gegenden Norddeutschlands kamen Meldungen, die schon ein alarmierendes Aussterben des Störches befürchten ließen. Infolge der Schutzvorschriften, die erlassen wurden, ist jedoch die Abnahme nicht in dem gleichen Maße weiter fortgeschritten. Der Abbruch der Störche wurde durch ministerielle Verordnung in Preußen ganz verboten. Der Hauptgrund für den Rückgang der Störche ist aber, wie man annimmt, in der zunehmenden Austrocknung des Landes zu suchen. Die Nahrungsbeschaffung wird dadurch für die Störche immer schwerer. In den wasserreichen Niederungen, die den Tieren noch günstige Lebensbedingungen bieten, hat sich die Zahl der Störche am besten gehalten.

Plattdeutscher Humor.

Der Ton macht die Musik

In Hamburg war es früher Sitte, daß die Einführung des neuen Rates durch eine festliche Mahlzeit geschah, bei der ein Rinderbraten den Hauptgang bildete. Der Dichter Dreyer erhielt nun den Auftrag, für das nächste Ratssitzung den Text zu einer Kantate zu verfassen, der mit den Worten schloß: „Und wenn wir alles gut verbracht, und für das Wohl der Stadt gewacht, dann essen wir Ochsenbraten.“

Der Komponist Telemann aber teilte nun in seiner Musik den letzten Vers so ab, daß gesungen wurde: „Dann essen wir Ochsen — wir Ochsen — wir Ochsen — braten.“

*) Vgl. Dr. S. Strunk, Die Flurnamen des Bielelandes S. 77 im Jahrbuch der M. v. M. XXI (1923/24).

*) Vgl. hierzu Dr. G. Mub. Jungelanz, I. Die sächsischen Gane (Gansalmbücher) S. 23.